

Hilfsaktion für Wien : Reiseeindrücke [Fortsetzung]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen
Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz.
Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **27 (1919)**

Heft 9

PDF erstellt am: **11.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-546420>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Grippe und Carnegiestiftung

Zu dieser aktuell gewordenen Frage erhalten wir folgende Einsendung:

Zum Artikel „Grippe und Carnegiestiftung“ in Nr. 8 dieses Jahrgangs erlaube ich mir meine Meinung in kurzen Worten kund zu tun. Und zwar möchte ich den werten Verfasser jenes Artikels J. lebhaft unterstützen. Wir Samariterinnen und Samariter, die so lange Jahre auf Gelegenheit gewartet, einmal in „Wirklichkeit“ unsere so oft angepriesene Samariterhilfe unseren Mitmenschen andeuten lassen zu können, wollen nun, da wir einmal dazu gekommen sind, uns mit freiwilligen Diensten, sei es durch Grippepflege oder mit dieser zusammenhängenden Einrichtungen da und dort nützlich zu machen, gleich an die Carnegiestiftung gelangen um Krönung dieser Werke. Wirft das nicht ein zweifelhaftes Licht auf die ganze Samaritersache, wenn man den ersten Dienst, den wir wirklich leisten durften, gleich gepriesen und belohnt haben wollte? Es ist ja möglich daß viele unserer Kollegen und Kolleginnen

sich bei der Pflege von Grippekranken diese Krankheit selbst geholt und etliche sogar daran gestorben sind. Gut ab vor diesen allen! und ein treues Gedenken seitens der Verschontgebliebenen. Aber viele von diesen hätten vielleicht diese Krankheit bekommen können, wenn sie auch nicht gepflegt hätten; das ist ja gar nicht ausgeschlossen.

Würden wir uns nicht lächerlich machen, wenn wir uns schon nach der ersten Gelegenheit, die sich uns geboten, auf Ehrendiplom oder Ehrenmedaillen Anspruch machen wollten?

Nein, das sei ferne von uns!

Der schönste Lohn einer guten Tat, eines Samariterdienstes, ist die stille Genugtuung, einen solchen Dienst getan zu haben.

Ich möchte hier nur den Schlußsatz eines Samaritergedichtes anfügen:

Es schönst ist vor allem, das mues y Eu säge:
De Samariter macht jedi Hilfsleistig ver-
gäbe!

Hochachtend

E. B.

Hilfsaktion für Wien. — Reiseeindrücke.

III.

**Marktfizzen — Von Kraut und Rüben — 9 Kartoffeln — Apathie — Straßenbilder —
Von Dunkelheit und Wanzen.**

Armut kann der beobachtende und mitfühlende Mensch zu allen Zeiten sehen; freilich nicht in so ungeheuren Massen, wie sie die Wiener Außenquartiere liefern. Und wir gestehen, daß wir erschüttert waren angesichts dieses in der Stille sich abspielenden Massensterbens. Und doch war das nicht der Gipfelpunkt des Elendes, das mitanzusehen uns beschieden war. Unser Führer geleitete uns auf einen Markt des Xten Bezirkes. Dort mochten etwa 40 Buden stehen, wie wir sie an Jahrmärkten bei uns sehen, nicht offene Stände,

sondern geschlossene Buden. 32 davon waren auch buchstäblich geschlossen, und die Erklärung dafür war auf der Vorderwand deutlich zu lesen: Wegen Lebensmittelmangel geschlossen. In den andern 8 Verkaufsbuden (zu diesem großartigen Titel haben sie wirklich heutzutage keine Berechtigung mehr) standen im Hintergrund, für allzu gierige und ausgehungerte Hände allerdings unerreichbar, etwa ein oder zwei Körbe, auf deren Grund wir etliche dünne, faulende Pfälzerrüben oder auch Runkelrüben sahen, wie sie bei uns den

Schweinen verfüttert werden. Diese Buden waren stark umringt, und die armen Frauen, deren zerchliffene Kleider wohl noch Spuren früherer Eleganz aufwiesen, feilschten um die paar miserablen Erzeugnisse eines unfruchtbar gewordenen Heimatlandes, kauften sich, entsprechend ihren Lebensmittelfarten, ein paar Rübchen ein, seufzten wohl, wenn sie deren faulende Beschaffenheit sahen, drückten sich dann traurig hinweg. Ja, das waren früher wohl besser situierte Arbeiterfrauen, die sich mit dem Verdienst des Mannes gut durchbringen konnten — und heute noch haben sie einwenig Geld, da und dort weist eine der Frauen eine Krone oder zwei vor, aber, was nützt ihr Geld! Wir denken unwillkürlich an die schöne Sage vom König Midas, dem sich alles in Gold verwandelte und der eben darum am Verhungern war. Was soll ihnen das Geld, sie erhalten um so kleine Beträge gar nichts, denn an den Schleichhandel kommen sie mit den paar Bagen doch nicht heran; der getraut sich nicht auf diesen Markt, als schämte er sich des namenlosen Elendes, das er zum Teil geschaffen und das er täglich erhöht. Wehe dem ertappten Schleichhändler, der sich mit seinen Produkten hierher wagte. Laut und deutlich erheben sich die zitternden Stimmen, Häufte steigen empor und die Rufe: „Nieder mit den Wucherern, sie morden unsere Kinder“, ertönten uns heute noch grell in den Ohren. Wir werden stürmisch umringt, die Gelegenheit bietet sich den gequälten Geschöpfen, einmal ihr Leid den Fremden zu klagen, besonders den Schweizern, von denen sie gehört haben, daß sie Milch und Mehl bringen. Wir werden gefragt, wo wir die Milch hätten; seit 3 Jahren haben sie keinen Tropfen mehr gesehen. Da und dort fallen einige giftige Bemerkungen; man macht Anspielungen, als ob auch wir sie an die Meistbietenden verkaufte. Sobald wir aber erklären, daß sie für die Ärmsten aller Armen, für die verhungerten Kinder bestimmt ist, da legen sich die Wellen des Unmutes, und es geht ein

Begreifen durch die Menge und sogar auf richtige Dankesworte fallen. Dann aber beginnen die Klagen aufs neue.

Heute ist zur Seltenheit Kartoffeltag. Ein Kilo Kartoffeln kostet 1 Krone 30 Heller, und jede Person hat wöchentlich Anrecht auf $\frac{1}{2}$ Kilo, wenn die Kartoffeln überhaupt erhältlich sind, was sehr selten der Fall sein soll. Heute aber sind welche da, und wie wir uns die traurigen Ueberreste in den Buden ansehen, packt uns eine alte Frau an, aus deren faltenreichem Gesicht der Hunger eine deutliche Sprache redet, und weist uns ihren Korb vor. Da liegen neun, sage neun kleine Kartoffeln; „den Dreck hobens a gläich mitwogn“, sagt sie, „und davon soll ich eine ganze Woche leben, und mei Sohn, dem sie den Fueß abgeschnitten hobn und mei Enkelkind, das ja eh die nächst Wochen sterben wird.“ Und nichts anderes zu Haus, nichts, rein gar nichts. Was soll die Krone in ihrer Hand? „Verhungern muß ich mit meinen 60 Jahren“, weint sie, und uns packt das Elend, die Tränen kommen uns in die Augen. Da fängt's von überallher an, alle erzählen sie das gleiche unsagbare Elend, berichten von kranken Kindern, die nicht mehr auf den Markt kommen dürfen, weil sie keine Kleider anhaben und daheim hungern und warten auf die paar Rüben. Zum Essen sind die Runkelrüben zu faul, sie werden ausgekocht und der Saft den hungernden Säuglingen in den Mund geträufelt. Den Rest verschlingen die Geschwister. Und bei all dem Elend kein Fluch gegen die Behörden, nur die Wucherer werden angeklagt. Die Regierung wird respektiert, zur Revolte sind sie zu apathisch, zu schwach geworden. Das ist der große Zug, den das namenlose Elend auf die hungernden Gesichter um uns geprägt hat. Uns packt das Entsetzen, wir flüchten uns in unsere Wagen, an dessen Fenster die Hände sich flehend emporstrecken: „Helfts uns, bringts uns was mit.“ Furchtbar, furchtbar!

Man hat in der Schweiz vor wenigen

Wochen noch hie und da die Meinung gehört, die Hungerberichte seien übertrieben. Wer Wien in seinen Außenquartieren gesehen hat, der wird bekennen müssen, daß von einer Uebertreibung keine Rede sein kann, weil das Elend überhaupt nicht mehr zu beschreiben ist und alle Erwartungen übertrifft.

Allerdings, wenn wir in die feinen Quartiere des Zentrums kommen, da grinst uns das Elend zunächst nicht so nackt an, da ist es noch übertüncht von dem Firniß, den sich der Bessersituierte aus seinen Ersparnissen und aus dem Schleichhandel verschafft hat. Aber nur die Gesichter sehen noch relativ gut aus; doch sind auch sie auffallend blaß, Falten lassen die Leute älter erscheinen, die blonden Haare der feschten Wienerinnen sind trocken und spröde geworden und scheinen unordentlich unter den Hütchen hervor. Die schlotternden Kleider verraten die Abmagerung deutlich, und von dem „feschten“ Wesen der Wiener und Wienerinnen ist wenig mehr zu sehen. Besonders die Angestellten, die Fixbesoldeten, dauern uns. Man sieht ihnen die Anstrengung, präsentabel zu erscheinen, deutlich an. Und wenn man sie erzählen hört, daß sie mit ihrer Besoldung ihre Familien nicht genügend ernähren können, weil ihr Geldbeutel mit den unvershämten Forderungen des Schleichhandels nicht im Einklang ist, wenn man aus ihren Berichten entnimmt, daß ihre Kinder krank sind und die vom Arzt als unbedingt geforderte Nahrung nicht erhalten können, da fragt man sich, ob dieser kleine Mittelstand nicht noch mehr zu bedauern ist, als die ganz Armen, deren geringere Bedürfnisse der Staat doch zum kleinen Teil zu decken versucht und die sich nicht gezwungen glauben, ihre bittere Not schamhaft zu verstecken.

Ja, Wien ist anders geworden! Wo ist die allzeit fröhliche Kaiserstadt geblieben? Früher auf den sonnigen Straßen eitel Fröhlichkeit, Musik und Gesang, heute die stille, gedrückte Stimmung, das Bild der stumpfen Ergeben-

heit in ein unabwendbares Schicksal. Diese Apathie ist es, die besonders der ganzen Stadt Wien den Stempel aufdrückt, bei arm und reich; der Hunger macht's. Am Nebentisch im Restaurant sagt einer resigniert: „Wann i nur mei G'selchts hätt' und a Zigaretten, no wars mir gleich, ob i an Indioner war oder a Tschech oder sunst was.“ Wir begreifen den Mann, denn gepöckeltes Schweinefleisch und Zigaretten sind dem Wiener neben der Musik doch das Höchste. Fleisch aber haben wir in Wien nur da angetroffen, wo der Schleichhandel dazwischentrat, und die Preise sind geradezu horrend. Betrübtlich für die Raucher ist, daß pro Woche nur 6 Zigarren oder dafür 18 Zigaretten abgegeben werden.

Die Apathie geht sogar bis in die Vergnügungsorte hinein, denn auf seine Vergnügen, das Theater und die Konzerte, hat der Wiener, der noch über etwas Geld verfügt, ja nicht verzichtet. Die großen und kleinen Theater sind alle überfüllt. Wer will dem kunstsinnigen Wiener daraus einen Vorwurf machen? Das ist ja fast das einzige, das sie mit ihrem wertlosen Gelde kaufen können, und sie entziehen den Armen dadurch doch keine Nahrung. Dabei vergessen sie für einen Augenblick das gewaltige Elend, das ihnen erst wieder zum Bewußtsein kommt, wenn sie abends 8 Uhr aus dem Theater auf die vollständig dunkle Straße treten, denn auch die zur Lichterzeugung nötige Kohle fehlt, und das sonst so helle Wien macht einen unheimlich düsteren Eindruck. Mit Mühe finden wir uns heim durch die spärlich erleuchteten Gassen, deren Namen wir nicht mehr entziffern können. Auch die Straßen sind schlecht geworden; seit Jahren hat man daran nicht mehr gearbeitet. Man hat das Gefühl, als ob alles mit der Zeit im Schlamm zugrunde gehen sollte. Um 7 Uhr fährt die letzte Trambahn; das Straßenbild wird trostlos, und um 9 Uhr werden alle öffentlichen Lokale geschlossen. In keiner Privatwohnung darf

mehr als ein Licht brennen. Was wollen wir anders machen, als unser Lager auffuchen mit den schadhafte Leintüchern, zu deren Herstellung der Faden eben fehlt. Zwei Haupt-

erfordernisse für den Schlaf, Ruhe und Müdigkeit, wären da, die letztere sogar sehr, aber — die Wanzen!! (Schluß folgt.)

Aus dem Vereinsleben.

Marau. Nachdem der Samariterverein Marau im letzten Februar seinen letzten Krankenpflegekurs, an welchem ca. 70 Teilnehmerinnen waren, beendet hatte, so hat er nun vorsorglich für den Fall eines Streikputzches das neue Bezirksschulgebäude in Marau mit 150 Betten zu einem Nothospital eingerichtet und das dazu nötige Arzte- und Pflegepersonal auf Piquet gestellt, welches innert 2 Stunden vollständig hilfsbereit wäre. Wir haben zwar den festen Glauben, daß es bei uns nicht so weit kommen wird. Denn hüben und drüben möchte man kein Bürgerblut vergießen. Auf ein weiteres gemeinnütziges Werk darf der Samariterverein stolz sein: das ist die Frühjahrs-Ferienkolonie des Samaritervereins Marau. Noch nie ist es uns in letzten Jahren so aufgefallen, wie so viele arme Kinder infolge Konstitutionsfehler, Unterernährung und Residuen von durchgemachter Grippekrankheit dermaßen heruntergekommen waren, wie diesen Frühling. Wir Samariter und Samariterinnen hängten den Bettelack um und hatten mit unserer Sammlung einen so schönen Erfolg, daß wir vom 7.—26. April 33 erholungsbedürftige Knaben und Mädchen ins schöne und gesunde Aegerital in die Ferien schicken konnten. Die seither eingegangenen Nachrichten von unserer Ferienkolonie melden, daß all unsere Kinder an Leib und Seele vortrefflich gedeihen. G. Sch.

Baden. Samariterverein. Sonntag, den 4. Mai, nachmittags 2 Uhr, Besichtigung des historischen Museums im Landvogteischloß.

Donnerstag, den 15. Mai, Übung. Sammlung im Vereinslokal punkt 7³/₄ Uhr. Nachher Besprechung wegen eines Ausfluges.

Zahlreiches Erscheinen erwartet der Vorstand.

Biglen. Hier ging am 6. April der dritte vom hiesigen Samariterverein veranstaltete, von Herrn Dr. Trösch und Rotkreuzschwester Lina Moser durchgeführte Krankenpflegekurs zu Ende. 50 Frauen und Töchter bestanden die von der Bevölkerung sehr gut besuchte Schlußprüfung, welche allseitig den günstigsten Eindruck hinterließ. Die Grippe hat jedermann vom

hohen Wert einer verständigen Krankenpflege überzeugen müssen. Daher wohl auch die außergewöhnlich hohe Zahl der Kursteilnehmerinnen.

Im Anschluß an die Prüfung wurde abends das 25jährige Bestehen des Samaritervereins gefeiert. Beiden Veranstaltungen wohnten die Delegierten des Roten Kreuzes und des Samariterbundes bei, nämlich die H. Dr. Fischer, Dr. Ganguillet und Präsident Rauber. Auch Herr Michel hatte der an ihn ergangenen Einladung Folge geleistet. Der Gemeinderat war durch Herrn Notar Haldemann vertreten. Herr Dr. Trösch begrüßte die ansehnliche, den großen, einfach geschmückten Sälen saßende Versammlung, worauf der Vizepräsident den vorzüglich abgefaßten Jubiläumsbericht verlas. Gründer, beruflicher Leiter, Präsident, kurz die Seele des Vereins — Kopf und Herz zugleich — war all die Jahre hindurch fast ausschließlich unser verehrter Herr Dr. Trösch, der neben seiner aufreibenden, in letzter Zeit fast übermenschlichen Berufstätigkeit immer noch Zeit fand, an seine freiwillig übernommenen Samaritervereinspflichten zu denken. Was durch seine diesbezügliche Tätigkeit an Kenntnissen über Körperbau, Funktionen der einzelnen Organe, vernünftige Lebenshaltung in gesunden und kranken Tagen und Aufklärung über die Geheimnismisere der hiesigen Bevölkerung vermittelt wurde, ist unbezahlbar. Was die von ihm für unsern Vereinskreis ausgebildeten 220 Samariter und 110 Teilnehmerinnen an den Krankenpflegekursen in ihren Familien und ihrer Umgebung in stiller Arbeit bei Unfällen und am Krankenbett geleistet haben, kann ebenfalls keiner Schätzung unterworfen werden. Die schöne, eindrucksvolle Feier gestaltete sich denn auch konsequenterweise zu einer wohlverdienten, ungesuchten Ehrung unseres Präsidenten, Herrn Dr. Trösch, dem denn auch vielseitiger warmer Dank gespendet wurde. Herr Dr. Fischer sprach für den Zentralverein sowie den Zweigverein Emmental vom Roten Kreuz, für den Samariterbund der Zentralpräsident, Herr Rauber. Sichtlich über die ihm zuteil gewordene Ehrung erfreut, verdankte unser allzeit regsjamer Führer Worte und Gaben. Ein verstärktes Doppelquartett unseres Männerchors, in dem der Gefeierte tapfer mitsang,